

Zeitschrift: Schweizer Spiegel

Herausgeber: Guggenbühl und Huber

Band: 43 (1967-1968)

Heft: 9

Artikel: Was wir uns anders wünschen : Antworten auf unsere Rundfrage "Wir Jüngeren und die Schweiz"

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1079845>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Antworten auf unsere Rundfrage «Wir Jüngeren

In der Januar- und Februar-Nummer des Schweizer Spiegel sowie in Inseraten in Tageszeitungen hatten wir die noch nicht 41jährigen Schweizerinnen und Schweizer um Beiträge zu den vier folgenden Themen gebeten: 1. Was mir die Schweiz bedeutet. 2. Was wir Schweizer niemals preisgeben dürfen. 3. Was ich mir in der Schweiz anders wünsche. 4. Wie die Schweiz in zwanzig Jahren aussehen sollte.

Auf diese Rundfrage sind weit über zweihundert Antworten eingegangen. Naturgemäß sprechen sich die meisten Beiträge zum Thema 3 aus. Im Folgenden publizieren wir daraus eine möglichst repräsentative Auswahl – ohne Rücksicht darauf, ob wir mit den Einsendern einig gehen oder nicht. Um dies zu ermöglichen, mußten die meisten Beiträge stark gekürzt werden. Am Schluß lassen wir einen Kommentar von Redaktor Daniel Roth folgen. Die Beiträge zu den Themen 1, 2 und 4 lassen wir in der August-Nummer folgen. Red.

Heimat, Natur und saubere Gewässer!

Auf alle Fälle sollte verboten sein, Autos auf Waldwegen und Landstrassen zu fahren, die so mit ihrem Auspuff die Natur verpesten. Und kommt das halt doch einmal vor, so hätten die Automobilisten doch langsam zu fahren, damit keine Staubwolke aufgewirbelt wird.

Auch gefallen mir die riesigen Hochhäuser nicht, welche dick und fett gegen den Himmel ragen. Würde die Schweiz nicht lieblicher und schöner aussehen, wenn mehr kleinere Häuschen ständen. Auch sollten diese nicht eingepfercht sein wie Schafe in einem Koral, nein, auch große Gärten sollten sie besitzen. Blumenbeete und Obstbäume sollten da wachsen, fast wie im Schlaraffenland.

Sekundarschüler, 12, Stadt Bern

Ich finde, daß die modernen Bauten gar nicht zu den alten Holzhäusern im Berner Ober-

land passen. Mir gefallen die romantischen Bauernhäuser viel besser, denn sie passen gut zu der schönen Landschaft.

Wenn ich auf einer Wanderung an einem Bergbach vorbeikomme, denke ich immer, wie schade es ist, daß solche Bäche in Röhren geleitet werden. Es wäre doch viel schöner, wenn überall Wildbäche flössen. Alle Bäche sollten nicht in Wasserwerke geleitet werden.

Sekundarschüler, 12, Stadt Bern

Unseren Seen in der Schweiz werden ständig verschmutzt. Die Fabriken tragen viel dazu bei. Sie haben viel Abwasser, darin befinden sich organische Stoffe, die das Wasser verschmutzen. Um diese zu zerstören, baute man nun Kläranlagen. Es sollten noch viel mehr solche gebaut werden.

Manche Touristen fahren zum Picknick an einen See oder an einen Fluß. Die Abfälle werfen sie ins Wasser. Vielleicht werden sie dann am Ufer eines Sees oder am Rechen eines Elektrizitätswerkes von jemandem beseitigt, der hierfür angestellt ist. Auf jeden Fall tragen sie zur Gewässerverschmutzung bei. Wäre es nicht besser, wenn jeder seinen Abfall in mitgenommene Säcklein packte und ihn dann in einen Kessel wüf? So würde alles schöner und sauberer aussehen.

Sekundarschüler, 12, Stadt Bern

Als Einzelne sich weniger abkapseln!

Ich will alle meine Erfahrungen mit Schweizern und mit mir selber in einem imaginären «Herrn R.» vereinen.

Eine Kunst, die dieser Herr R. nicht versteht, ist, einem andern zuzuhören; er hat keine Zeit oder will keine haben. Aus dem gleichen Grund vertraut er sich aber auch niemandem an, vielleicht fürchtet er, sich mit seinen Problemen lächerlich zu machen. Die Folge ist die Einsamkeit und die Abkapselung des heutigen, modernen Menschen.

In Not- und Krisenzeiten, bei Bedrohung in Kriegsjahren – vielleicht genügt schon ein mäßiges Zurückgehen unserer Hochkonjunktur – findet Herr R. Freunde, vermute ich, denn jetzt bewegen ihn Fragen, die nicht nur ihn angehen, sondern Probleme, die tiefer greifen als Fußball, Hit-Parade und Fernseh-Krimi, und diese gemeinsamen Probleme führen Herrn R. langsam zu wertvollen, echten Freundschaften. In einer solchen weniger rasch lebigen Welt, in einer ruhigeren Zeit mit weniger Ablenkungen, hätte Herr R. dann auch Muße, diese Freundschaften zu pflegen.

Ein Zurückgehen unserer Hochkonjunktur wäre für jeden Einzelnen in mancher Hinsicht unangenehm. Aber für das ganze Volk, so glaube ich, wäre eine wirkliche Konjunkturdämpfung nur von Nutzen.

Oberrealschüler, 18, Kt. Zürich

Sei es im Tram, Bus oder in der Eisenbahn: Wie selten, gerade am frühen Morgen, sieht man zwei sich unterhalten! Und tun sie es dennoch, fallen sie auf und ernten wenn möglich noch böse Blicke.

Ich war während vier Jahren Monteur im Außendienst für Reparaturen und Revisionen von Rechenmaschinen. Den Weg zu Kunden in der ganzen Schweiz legte ich per Eisenbahn zurück. Immer wieder erlebte ich, daß zuerst alle Abteile und Coupés von Einzelpersonen belegt waren, welche angestrengt aus dem Fenster blickten und dabei Hüte, Mappen oder Zeitungen auf den andern Sitzen verteilt hatten, nur zum Zwecke, daß ja niemand sich zu ihnen setze. Wenn der Zug abgefahren ist, werden alle Utensilien eingesammelt mit zufriedenen Lächeln, daß niemand eingedrungen ist, man sein kleines Königreich verteidigen konnte.

Doch habe ich immer und immer wieder dieselbe Erfahrung gemacht: Bringe ich den Mut auf und dringe in dieses kleine private Königreich ein, was ich sehr gerne tue, und bringe ich mein Gegenüber, gleich ob Mann oder Frau, zum Sprechen, dann brauche ich

wünschen

und die Schweiz»

selber nur ein guter Zuhörer zu sein, sonst nichts. Denn dann fließt ein Sturzbach von persönlichen Erlebnissen und Erfahrungen; es ist wie wenn eine Quelle erschlossen wird, und die Reisezeit von Zürich nach Genf reicht kaum, um alles erzählen zu können. In den meisten Fällen wird mir dann gedankt für die angenehme Reisegesellschaft, und wie kurz heute die Strecke gewesen sei, trotzdem ich keine zwanzig Worte zur Unterhaltung beigesteuert habe.

Ich habe mir auch zur Gewohnheit gemacht – ich wohne in der Stadt –, am Morgen auf meinem Weg zur Arbeit alle, denen ich regelmäßig begegne, zu grüßen. Neulinge schauen mich überrascht an. Es ist etwas so Ungewöhnliches; doch jeder nimmt mir nach spätestens einer Woche den Gruß ab, und dann kommt die Zeit, wo ich nicht nur auf dem Weg zur Arbeit begrüßt werde, sondern überall, wo ich jenen Leuten begegne. (Ganz zähe Zeitgenossen brauchen drei bis vier Wochen, bis sie regelmäßig grüßen.) Das Schönste an dieser Grüßerei für mich ist: Jeder geht mit einem Lächeln auf dem Gesicht weiter, jeder freut sich.

Meine Mitfahrer im 7 Uhr 21 Bus habe ich angefangen per Handschlag zu begrüßen. Und ich freue mich alle Morgen, wenn etwa zehn Personen sich so gegenseitig einen guten Tag wünschen – Frauen und Männer von 20 bis 60 Jahren.

Allen möchte ich zurufen: Versucht, einander zu grüßen – der ganze Tag wird so besser!

Mein zweiter Wunsch richtet sich an meine Geschlechtsgenossen: Gib deiner Ehegefährtin, Freundin oder Mutter das Frauenstimmrecht. Ich will nicht damit kommen, die Frau müsse auch Steuern bezahlen, stelle ihren Mann in fast allen Berufen und so weiter. Aber: Wie kann ein Mann vom starken Geschlecht sprechen, wenn er nur einmal bei der Geburt eines Kindes dabei war? Seit diesem Moment würde ich sofort meiner Frau das Stimmrecht geben.

Feinmechaniker, 34, Stadt Zürich

Es nützt halt doch!

In der Schweiz gibt es heute rund 1,6 Millionen Stimmbürger. Manche denken, es lohne sich gar nicht, zur Urne zu gehen, da der einzelne zum Beispiel die Zusammensetzung des Nationrates nur um einen Millionenbruchteil beeinflusst. Auch ohne sie gehe es der Schweiz nicht besser und nicht schlechter. Solche Leute wissen gar nicht, was sie unserer Demokratie antun.

Im Dorf «L», wo mein Großvater wohnt, wurde die Stationsvorsteherin in den Ruhestand versetzt, ein Billetautomat angebracht und die Heizung im Wartsaal herausgerissen, um die Unterhaltskosten auf ein Minimum zu beschränken. Den Bewohnern von «L» bedeutet ihr Wartsaal viel, wird doch dort immer das Neueste berichtet und die Gemeindepolitik verhandelt, und man wartet dabei gerne auf den Zug.

Während sich der allgemeine Volkszorn gegen die SBB richtete, setzte mein Großvater, heute 87jährig, einen Brief an die Kreisdirektion der Bahn, einen andern an die Lokalpresse auf, mit der Bitte, den Ofen wieder zu installieren, da es besonders für die alten Leute sehr kalt sei im ungeheizten Wartsaal. Mein Lehrmeister hielt mir daraufhin vor: «Dieses Schreiben wird 100prozentig nicht beantwortet, und überhaupt ist das eine solche Idee in eurer Familie, immer etwas zu kritisieren!»

Der Fall wurde aber wohlwollend behandelt, und nach ein paar Wochen stand ein nagelneuer Akkumulierofen im Wartsaal!

Es gibt Leute, die meinen, die Regierung sei dafür da, daß im Lande alles wie am Schnürchen laufe, und sei dafür allein verantwortlich. Das Gesetz unserer Demokratie heißt aber: Auf jeden einzelnen kommt es an!

Die Hausfrau empört sich darüber, daß Tomaten aus dem Wallis in die Rhone geworfen werden müssen, und serviert der Familie italienische Tomaten zu Mittag. – Der Steuerzahler bestaunt die defizitäre Staatsrechnung und kürzt seine Steuern auf unsaubere



Illustration Fernand Monnier

Wir Jüngeren

Weise. – Der Bürger regt sich über den langsamen Bau von Kläranlagen auf und wirft seine Zigarette ins Wasser. – Das Parteimitglied sieht heute eine Gefahr der Überfremdung und läßt sich sein neues Haus von Gastarbeitern bauen. – Diese Reihe läßt sich beliebig lang fortsetzen.

Wo fehlt es? Beim gesunden Menschenverstand. – Wie hilft man? Durch Aufklärung. – Wo fängt man an? Am besten bei den Jungen.

In der Politik bittet man bekanntlich nicht, man fordert. Trotzdem bitte ich jetzt die zuständigen Instanzen, etwas in der Sache Jungbürgerkurse zu tun, damit man sich klar wird, daß jeder sich der Verantwortung stellen muß. Wenn man sein Ziel klar vor Augen hält und an den Erfolg glaubt, dann kann man sagen: «Es nützt halt doch!»

Konditor-Lehrling, 18, Kt. Zürich

Die Jungen ernster nehmen!

Gibt es in der Schweiz etwas, das noch verbessert, verfeinert werden könnte? Sicher, und der größere Teil der Jungen ist bestrebt, die Probleme sachlich anzugehen und bei ihrer Beseitigung mit möglichst konkreten Vorschlägen mitzuhelfen.

Doch: Einerseits wird uns Jungen mangelhaftes Interesse an der Politik vorgeworfen, andererseits ist man kaum bereit, uns mitreden und zu öffentlichen Problemen Vorschläge unterbreiten zu lassen. Wünschenswert wäre größeres Vertrauen der Älteren in die Jungen und die Abtretung vermehrter Verantwortung an die Generation der vierziger Jahre. Jüngerer Blut in unseren Parlamenten und Regierungen würde, wie in anderen Ländern, nur eine gesunde Wirkung haben.

Heute besitzt ein 25jähriger mindestens soviel Kenntnisse und Urteilsfähigkeit wie ein 35jähriger vor noch 20 Jahren – dank der Möglichkeit zu Reisen ins Ausland, besserer Schul- und Allgemeinbildung und so weiter.

Selbstverständlich scheint mir, daß

auch den Frauen mehr Vertrauen entgegengebracht, ihnen das Stimmrecht gegeben werden sollte.

Mein früherer Beruf (Reisebüro-Kaufmann) brachte mich mit vielen Ausländern, hauptsächlich Amerikanern, in Kontakt. Die politischen Diskussionen mit diesen Gästen erwiesen sich meist als ergiebig.

Nicht zu Unrecht wird, wie mir scheint, unsere militärische Erziehung «preußisch» genannt und daher ein wenig belächelt. Sicher gehen viele junge Soldaten mit mir einig, daß Befehle auch ohne beständiges Brüllen der Vorgesetzten ausgeführt werden. Und warum wird dem Staats- und Rechtsunterricht während des Militärdienstes, insbesondere aber während der Rekrutenschule, so wenig Bedeutung beigemessen?

Gegen eine Vollkommenheit der Schweiz spricht – nebst den mangelhaften Sozialleistungen (im Vergleich beispielsweise mit Schweden) und dem so akuten Wohnungsproblem – auch das Fehlen genügender Einrichtungen für Erwachsenenbildung.

Der größte Mangel ist aber vielleicht die viel zu große Interesslosigkeit der Behörden den Kindern und Jugendlichen gegenüber. Deshalb mein letzter Wunsch an die Verantwortlichen: Richtet den Kindern und Jugendlichen endlich die so notwendigen Spielplätze, die Jugendheime und Aufenthaltsräume ein, wo sich die Generation nach uns unter sich austoben kann! Gewiß, weder Halbstarke noch blumengeschmückte Hippies werden dadurch ganz verschwinden – aber ihre Zahl wird abnehmen! Ist dies nicht einen Versuch wert?

Journalist, 21, Basel

Bei uns zählt ausschließlich die Meinung der an Lebenserfahrung reichen älteren Menschen. Die Ansichten und Ideen der Jungen werden nicht akzeptiert.

Als an der Gemeindeversammlung einer Zürichsee-Gemeinde ein junger Stimmbürger das Wort ergreifen wollte, wurde er zur Ruhe verwiesen mit der Bemerkung, er solle vorläufig ein-

mal zuhören und zuschauen, mitreden könne er dann später!

Man spricht viel davon, was die Jugend heute für Vorteile habe und wie sich alles um sie drehe. In Wirklichkeit geht man häufig dort auf die Jugend ein, wo man von ihr profitieren kann. Ich denke dabei an die Modebranche und die Vergnügungsstätten.

Wer heute nicht flexibel genug ist, sich den rasch wechselnden Situationen und der Entwicklung der Technik anzupassen, kann nicht mehr Schritt halten. Die alte Generation muß anerkennen, daß die Jugend, welcher alle diese Fortschritte natürlich erscheinen, fähig ist, Stellung zu nehmen zu aktuellen Problemen. Man wird nicht automatisch mit dem Älterwerden weiser, sondern nur wenn man sich bemüht, möglichst viel Neues zu lernen. Erfahrung allein genügt heute einfach nicht mehr.

In anderen demokratischen Ländern, zum Beispiel in den USA, werden die Gedanken der Jungen sehr ernst genommen. Man traut ihnen auch etwas zu und übergibt ihnen entsprechende Aufgaben. So habe ich zum Beispiel erlebt, wie ein noch nicht 20jähriger Student eine Abendandacht hielt, die auf alle Anwesenden einen tiefen Eindruck machte. Keiner wäre auf die Idee gekommen zu sagen, der grüne Junge solle erst einmal Lebenserfahrung sammeln, bevor er predige!

Hausfrau, 27, Kt. Zürich

Bessere Hochschulen

Unseren technischen Hochschulen und Universitäten haben immer noch – teilweise zu Recht – einen sehr guten Ruf. Sogar bei den Behörden wird Hochschulförderung endlich groß geschrieben – und sie haben dafür sogar ansehnliche Kredite bewilligt. Ja, wir haben auch viele gute Professoren – und doch genügt das nicht, um auf der Höhe zu bleiben.

Der Geist ist es, der sich ändern muß. Es ist bei uns alles weniger extrem als in Deutschland und Italien: Unsere Hauptprofessoren, die Inhaber

von Ordinarien, sind weniger allmächtig, wenden mehr Zeit auf für die Studenten, jagen nicht ausschließlich lukrativerem Gutachter-, Architekten-Honorar und so weiter nach. Aber auch sie drängen zu wenig darauf, daß sie von einer vielfachen Zahl zusätzlicher ordentlicher und außerordentlicher Professoren und Assistenten entlastet werden, auf daß wieder eine Gemeinschaft Lehrender und Lernender sich bildete – was in Seminarien mit 400 Studenten einfach nicht möglich ist. Auch sie übernehmen zuviele Nebenaufgaben, welche diesen Kontakt erst recht verunmöglichen.

Auch bei uns täte eine stärkere studentische Mitsprache an der Hochschule gut. Aber die meisten Schweizer Studenten sehen mit Recht die Lösung vor allem auf anderen Wegen: Die Regierungen der Hochschulkantone müssen die Probleme viel intensiver anpacken. Und vor allem sollten neue Hochschulen nach kühnen Modellen gegründet werden: eine zweite Universität im Kanton Zürich draußen auf dem Land mit einer ganz anderen Organisation; eine Campus-Universität im Aargau, deren Aufbau so revolutionär wäre wie seinerzeit derjenige der aargauischen Bezirksschule und so weiter. Cand. iur., 25, Baden

Mehr geistige Aufgeschlossenheit!

Mein größter Wunsch wäre eine aufgeschlosseneren Haltung und ein tatkräftigerer Einsatz auf dem Gebiet der Kunst und Kultur, Wissenschaft und Forschung. Da könnte die Schweiz noch etwas leisten, eine militärische Großmacht kann sie sowieso nicht mehr werden. Anstatt für die sogenannte Landesverteidigung könnte man das Geld zum Segen und nicht zum Verderben der Menschheit verwenden. Ins selbe Kapitel gehört eine größere Toleranz dem Neuen und Unbekannten gegenüber, so daß ein Le Corbusier oder Giacometti nicht zuerst im Ausland anerkannt werden müßte, bevor er im eigenen Land (meist erst nach sei-

nem Tod) beachtet wird. Vielleicht ist der Ankauf der Picasso-Bilder in Basel der erste Schritt. Hoffentlich.

Stud. phil., 19, Kt. Zug

Mehr und sinnvollere Stipendien

Jung verheiratet mit einem selber in zweiter Ausbildung stehenden Mann – er hatte eine Handwerkerlehre gemacht –, in sozialer Arbeit tätig und daneben unterrichtend, erlebte ich täglich, daß mein Wissen zu beschränkt war, mir die Grundlagen fehlten. Wir fanden eine amerikanische Universität, wo wir beide die nötige Ergänzung finden könnten.

Meinem Mann stand ein kleiner Assistenten-Gehalt in Aussicht. Das reichte aber mitsamt den Ersparnissen aus der kurzen Zeit, da wir bisher in der Schweiz gearbeitet und bescheiden zusammen gehaushaltet hatten, bei den hohen amerikanischen Schulgeldern (etwa 2500 Franken pro Semester) nicht weit.

Ich rang mich zu Gesuchen an schweizerische Stiftungen durch – schweren Herzens, denn meiner Erziehung gemäß hätte ich eine solche Ausbildung allein «erkrampfen» oder eben sein lassen sollen: Stipendien sind für geniale, aber bedürftige junge Leute, nicht aber für eine Hausfrau Ende Zwanzig mit einer guten, aber weit vom Genialen entfernten Intelligenz und einem Mann, der für sie sorgen soll.

Ich überwand also meinen Stolz. Meine Erziehung hatte jedoch der Realität entsprochen. Eine Stiftung für Ueberseer schrieb zurück: «Nach bisheriger Praxis wurden sowohl die USA wie auch die Nordküste von Afrika als nicht zu den überseeischen Ländern gehörend betrachtet.» Eine andere: «... Ihr Vorhaben das Kriterium der wissenschaftlichen Fortbildung aufgrund der Statuten und bisherigen Praxis leider nicht erfüllt» (Sozialwissenschaften gelten bei uns meist nicht als Wissenschaft, darüber wäre ein ganzes Kapitel zu schreiben). Die nächste: «... daß beim Bewerber

eine gewisse schmale finanzielle Basis oder Notlage vorhanden sein muß. Diese fehlt aber vollständig, da Sie und Ihr Ehemann bereits einen beruflichen Stand erreicht haben, der Sie zu weitgehender Unabhängigkeit befähigt.» Oder auf die unnötige Reise in die USA anspielend, wo es genug schweizerische Lehranstalten gebe (die aber im Hinblick auf unsere beiden Berufe «unterentwickelt» sind): «Auch die USA haben ihre Probleme. Die Möglichkeiten sind groß, aber auf sozialem Gebiet ist längst nicht alles wie es sein könnte.» Das hatte ich nie bezweifelt, aber es ging mir doch um die in den USA viel weiter entwickelten sozialen Wissenschaften.

Stets hatte ich mich verpflichtet, sofern wir entgegen unserer Absicht in den USA bleiben sollten, eventuelle Beiträge voll zurückzuzahlen. War ich dennoch ein Einzelfall, weil die Ausbildung im Ausland stattfinden sollte? Leider nein. Beim Studium des schweizerischen Stipendienverzeichnisses wird klar, daß allgemein an Weiterbildung nach der ersten Jugend, an Berufswechsel in mittleren Jahren und besonders an ein ganzes Studium für eine verheiratete Frau – etwa wenn ihre Kinder grösser sind – nicht gedacht wird. «Bedürftig, jung, ledig» – wer nicht in diese Kategorie fällt, soll selber schauen. Die löbliche Ausnahme, aber nur ein Tropfen auf den heißen Stein: eine Stiftung aus dem SAFFA-Erlös.

O Ironie! Als ich dann doch in Amerika studierte, wurde ich von einem Studentenberater gefragt, ob ich nicht eine junge, begabte, bedürftige und womöglich verwaiste Schweizerin kenne, die noch vier Jahre ledig bleiben und in den USA einen «Bachelor of Science» machen wolle. Es sei da eine solche Stiftung, wo sich seit Jahren Zins ansammle, weil niemand den Kriterien entspreche. Der Stifter? Ein Amerika-Schweizer!

Die Lage ist absurd. Die Schweiz leidet an akutem Mangel an Wissenschaftlern, hinkt auf manchem Forschungsgebiet hintennach, und auf Fonds und Stiftungen sind Hundert-

Wir Jüngerer

tausende von Franken durch Anweisungen von Stiftern festgefroren, die über das Grab hinaus das Heft in der Hand behalten wollten. Ich will die USA nicht in allem loben. Aber es zwingt zum Nachdenken, wie hier 40-jährige sich nochmals auf die Schulbank setzen und mit großzügigen Stipendien ein ganzes Studium absolvieren können. An der hiesigen Fakultät saß ich oft neben Vätern und Müttern, die für drei, vier Kinder zu sorgen hatten. In der Schweiz wird es nicht weniger Leute geben, denen der berufliche «Knopf» erst spät aufgeht.

Mein Wunsch: eine andere Haltung gegenüber zweitem und drittem Bildungsgang – auch für Frauen.

Hausfrau und Fürsorgerin, 32,
Michigan USA

Behinderte als vollwertig nehmen!

Zwei Kinder mußten nach kurzer Zeit per Taxi zur Schule gebracht werden, da sie im Bus vor allem durch Erwachsene belästigt wurden.» (Aus dem Jahresbericht einer Schule für cerebralgelähmte Kinder.) – In einem Industriedorf der Ostschweiz lassen Eltern ihre über 20jährige, polio-gelähmte Tochter im Rollstuhl am Gottesdienst teilnehmen. Kommentar eines Kirchenbesuchers: «Dass die einem diesen Anblick zumuten!»

Es gibt Kranken und Behinderten gegenüber häufig noch solchen Ungeist. Aber auch das Gegenteil ist falsch: übertriebenes Mitleid, aufdringliche, zurücksetzende oder die eigene Fähigkeit der Behinderten zu gering wertende Hilfe. So habe ich ei-

Vier Photos

Reihenfolge der Bildthemen: Struktur, Mensch, Tätigkeit, Umwelt.

Herbert Maeder: Appenzellerland

Candid Lang: Kinder

Hans Baumgartner: Lesender
(Schützenmatte Basel)

Josef Räber: Dämpfung der Angriffigkeit gegen Weidgenossen

ne Großmama einen behinderten Enkel die steile Treppe im Elternhaus hinauftragen sehen, die er sonst selber hinaufrannte.

Behinderten ist es recht, wenn man Ihnen freundlich und normal begegnet. Ein junges Mädchen ging an Krücken, die Beine in Stützapparaten. Wir stiegen ins gleiche Tram. Ich fragte, ob ich behilflich sein könne. Sie blickte mich prüfend an und sagte: «Ja, halten Sie mir die Stöcke!» Dann schwang sie sich geschickt das Trittbrett hinauf, und wir plauderten über alles mögliche. Sie kam aus einer Seegemeinde, fuhr täglich mit dem Zug und dann – die gleiche Strecke wie ich – per Tram an ihren Arbeitsort. Manchmal erzählte sie, sie sei zu spät aufgestanden, hätte schrecklich auf den Zug rennen müssen; auch sei er immer so überfüllt. Eine Weile traf ich sie nicht mehr an. Eines Tages erspähte ich sie am Steuer eines Autos.

In den USA zum Beispiel gibt es seit Jahren Lager, in denen gesunde und behinderte Kinder zusammen die Sommerferien genießen (ebenso bei Schweizer Pfadfinder-Abteilungen, Red.). Einzige Bedingung für die Zulassung: das Kind muß sich allein fortbewegen können (wenn auch im Rollstuhl oder mit Krücken usw.). Die gesunden Kinder nehmen in diesen Lagern sachlich und vorurteilslos zur Kenntnis, daß Behinderte und Kranke nichts Furchterregendes haben, im Gegenteil – wenn sie durch die Umwelt ermuntert werden – mit den verbleibenden Kräften froh ihre täglichen Probleme meistern. Sie möchten nicht bemitleidet, sondern als vollwertige Spiel- und später Arbeitskameraden anerkannt werden. Dies sollten auch wir vermehrt unsere Kinder lehren.

Hausfrau, 37, Kt. Zürich

Warum «Fraueli»?

Mein größter Wunsch wäre, daß eine Unsitte verschwände, die bei Tramkonduktören verbreitet ist, aber nicht nur bei ihnen: Oft wird älteren Menschen gegenüber ein ganz ungebührlicher, bevatternder

oder bemutternder Ton angeschlagen: «So Fraueli, möged er no? S isch häiss hüt, aber me mues halt glych e bitz pressiere bi uns!» Oder: «Mr sind nümme de Jüngscht, Grossvatter, gället?»

Vornehmlich Menschen vom Land gegenüber reden manche Städter so, als seien sie Friedrich der Große, der leutselige einem Untertan begegnet: «Händ ers Höi scho yprocht, Alte?» Oder sogar in der Du-Form: «Grüezi, ghört Dir dä Hoof? E schööns Häimet, aber hesch sicher au en schöne Chrampf drmit!»

Welches Recht nehmen sich diese Leute heraus? Woher kommt dieses Getue Mitbürgern und Mitbürgerinnen gegenüber, die das Anrecht auf dieselbe Achtung haben wie wir alle? Meistens sind die so Angesprochenen menschlich und auch der Intelligenz nach den leutseligen Schnurri sogar haushoch überlegen. Aber darauf kommt es gar nicht an. Es ist unanständig, jemanden mit «Ihr» anzusprechen, wenn das nicht wie im Berndeutsch die Höflichkeitsform ist, die man allgemein verwendet. Es ist eine hanebüchene Frechheit, einer fremden Frau «Fraueli», einem fremden Mann schulterklopfend «Großvatter» zu sagen.

Professor, 38, Basel-Landschaft

Womit wir uns das Leben vergällen

Nach drei England-Monaten fiel mir in der Schweiz manches auf, das ich vorher nicht beachtet hatte:

Unhöflichkeit: In der Autoschlange von Kloten stadteinwärts begann mein Chauffeur laut zu schimpfen – auf einen Fahrer, der uns nun überholte und uns wenig Schmeichelhaftes zurief. In England hatte ich kein lautes oder gehässiges Wort gehört.

Neugier: Nun logierte ich einige Tage bei Freunden in einem Mietblock. Wenn ich ausging, bewegten sich todsicher einige Vorhänge oder man beugte sich ungeniert aus dem Fenster, um die Fremde zu begutachten. Dabei war ich weder à la Twiggy noch à la BB aufgemacht, sondern bot

Wir Jüngeren

das Bild einer Durchschnitts-Schweizerin.

Leben für Geld und Komfort: Wieder eingespannt im helvetischen Alltag. November, 7 Uhr. Weg zur Arbeit. Dunkelheit. Die Gesichter, die mir begegnen, so unausgeschlafen wie das meine. Abends bei Lampenlicht nach Hause. Mein kleiner Haushalt läßt mir kaum Zeit, etwas Rechtes zu beginnen. Ich muß bald schlafengehen, will ich morgen meine Arbeit ordentlich verrichten. Wir finden es normal, zu leben, um zu arbeiten für einen höheren «Lebensstandard», den wir im besten Fall am Wochenende und in den Ferien genießen können. Und viele betreiben diese Jagd nach dem Geld nur, um den andern mit einem noch größeren Wagen, einem Motorboot und teuren Ferien zu imponieren.

Kleinlichkeit, Moralismus: Von Bekannten wurde ich viel nach meinen England-Eindrücken gefragt. Schilderte ich das viele Schöne, so fuhr man oft auf mich los: «In England sind die Schulen schlechter, die Schaufenster weniger schön, die Auto klein und oft zerbeult, die Leute billiger gekleidet, ohne Arbeitsmoral...» Dann ging man über zur Nachbarstochter mit dem Negerfreund oder zur jungen Witwe, über deren Freizeit man so gar nichts wisse.

Rücksichtslosigkeit: Dichter Schneefall. Viele warten auf den verspäteten Autobus. Er kommt – und wird noch im Fahren erstürmt. Mit Ellbogen und Taschen bahnen sich die Rücksichtslosen ihren Weg.

Was ich mir also anders wünsche: Weniger Materialismus und Kleinlichkeit, mehr Toleranz, Geduld und Höflichkeit. Und das Leben auch mit bescheidenen Mitteln zu leben wissen.

Sekretärin, 34, Stadt Bern

Weniger Meckerertum und Überheblichkeit

Als ich die Themen im «Schweizer-Spiegel» las, dachte ich zuerst an Politik, Demokratie, Verfassung und dergleichen. Das Naheliegende, Alltägliche kam mir erst

nachher in den Sinn; dabei ist es doch gerade so, daß viele einzelne Teile erst ein Ganzes bilden, und eben diese Teile sind wir, jeder von uns. Wir sollten uns ändern!

Manchmal könnte man glauben, das Schweizervolk bestehe aus lauter «Meckerern»! Bitte – nichts gegen Kritik! Aber ehrliche, sachliche Kritik und nicht Nörgelei und Gejammer. Über alles wird geschumpfen: vom Radioprogramm über die Preise, das Wetter, die SBB, bis zum Bundesrat! Sicher – es gibt auch bei uns Leute, die nicht auf Rosen gebettet sind, aber es sind meist nicht diese, sondern genau die andern, die dauernd etwas zu jammern haben. Und auch bei uns gibt es Mißstände, die man bekämpfen soll; nur nützt es wahrscheinlich nichts und niemandem, wenn wir mit Protesttafeln durch die Straßen marschieren und uns zuletzt auf den Tramschienen niederlassen. Ich habe einfach das Gefühl, daß die meisten, die da mitlaufen, dies nur tun, weil es «glatt» ist und «etwas läuft».

Nun – es gibt schlimmere Übel! Zum Beispiel, wenn Herr Schweizer meint: Spitäler bauen sei schon recht, aber wir gäben dafür unser gutes Geld (wieso eigentlich «gutes» Geld?) und diese «Tschingge-Wyber» nähmen uns dann den Platz weg. Oder wenn Fräulein Schweizer, ohne sich dabei etwas zu denken, sagt: die Frau X nebenan sei zwar eine Ungarin (es könnte auch Negerin, Jüdin, Deutsche, heißen; was Sie wollen!), aber trotzdem ganz nett. Ist das nicht der Gipfel von Überheblichkeit? Als seien nur wir normale Menschen, die andern aber... Es gab vor etwa 25 Jahren einen, der die Menschen nach seinem Gutdünken in Ober- und Untermenschen einteilte – pfui!

Auch wenn Sie mir nun sagen werden, das seien Ausnahmen und in andern Ländern ebenso und einfach Gedankenlosigkeit und Dummheit: es kommt öfter vor, als man glaubt, und das sind keine Entschuldigungen. Zudem ist es immer besser, erst vor der eigenen Türe zu wischen. Und wie oft haben wir (auch ich) den Mut oder die

Zivilkourage, in solchen Situationen sofort energisch zu protestieren?

Dies also, meine ich, sollte ändern in der Schweiz: daß es trotz Wohlstand (oder gerade deswegen) keine solche Überheblichkeit mehr gibt!

Ich weiß, es tönt so abgedroschen und phrasenhaft, aber es ist halt doch wahr: etwas mehr Dankbarkeit wäre am Platze. Denn es geht uns doch außerordentlich gut, und alles ist recht wohlgeordnet und friedlich bei uns. Oder haben wir unter Krieg, Streiks, Freiheitsstrafen, Unterernährung und dergleichen zu leiden?

Hausfrau, 35, aus Basel im Tessin

Zersetzenden Kräften entgetreten

Ich kritisiere die Kritiker! Und zwar die bestimmte Sorte Kritiker und Schreiberlinge, die um des Geldes oder der Kritik willen, oder auch nur um von sich reden zu machen, alles in den Dreck zu ziehen suchen, was dem Schweizer recht und gut, um nicht zu sagen heilig ist.

Ich denke dabei an die Schaffung des Begriffes «Helvetisches Malaise», an den angeblichen, sagenhaften Graben zwischen welscher und deutschsprachiger Schweiz und zum Beispiel an das Juraproblem, das in Wirklichkeit kein echtes Problem (mehr) darstellt. Ich bin keineswegs der Ansicht, es sei alles Gold, was glänzt im Schweizerland. Es gibt der echten Probleme genug. Und wo Menschen große Aufgaben zu bewältigen haben, ist Wachsamkeit und kritische Einstellung vonnöten. Ich bin nicht einmal konservativer Grundeinstellung. Als Staatsbürger fühle ich mich auch verpflichtet, mich in einer demokratischen Partei aktiv zu betätigen.

Aber: Sage ich einem, der an sich glücklich lebt, stets das Gegenteil, dauert es nicht lange, und er fühlt sich äußerst unglücklich und wird ein ewig Unzufriedener!

Wenn wir wollen, können wir dem Menschen meist jede Freude nehmen. Sicher auch die Freude, die es bedeutet, ein Schweizer oder eine Schweizerin zu sein. Wir können ihm so

Wir Jüngeren

recht den Verleider anhängen. Er desinteressiert sich auf einmal völlig. Und diese Gefahr droht uns: Desinteressierte Menschen und Staatsbürger.

Die Massenmedien Radio und Fernsehen, die Presse sowie die politischen Parteien bilden den Nährboden und erlauben die Verbreitung der Kritik. Wie treten wir den berufsmäßigen, unsachlichen Kritikern entgegen? Die Antwort ist ebenso einfach wie die praktische Anwendung schwierig.

Keine Verfassungsartikel, keine Gesetze, keine Verordnungen und Reglemente sind nötig. Was gebraucht wird ist der Mensch, viele senkrechte Bürger, Männer und Frauen. Frauen mit Stimm- und Wahlrecht notabene. Leute mit gesundem Menschenverstand und Zivilcourage. Bürger, die imstande sind, Bewährtes zu erhalten, Neues zu schaffen und zersetzenden Kräften entgegenzutreten!

Chemiker, 33, Stadt Bern

Die Fremden in die Gemeinschaft aufnehmen!

Was mich beelendet, ist der «Fremdenhaß», insbesondere die Feindseligkeit gegenüber den Südländern, die auf unserer Scholle üppig gedeiht und wuchert. Ich könnte viele Beispiele von Niederträchtigkeiten gegenüber unseren Gastarbeitern aufzählen, angefangen beim Löchliknipser im Tram bis zum Herrn Direktor.

Das Thema «Überfremdung» wurde durch manche Mühle gemahlen, zertreten, beinahe bis zum Überdruß. Theoretisch sind wir uns daher (beinahe) alle im klaren, daß 1. wir die Gastarbeiter brauchen und 2. sie «anders» sind als wir. Mancher unbescholtene Schweizerbürger macht aus diesem «anders» (vielleicht nicht einmal bewußt) ein «schlechter». Für ihn ist ein Mensch, der nicht lebt, um zu arbeiten, sondern arbeitet, um zu leben, ein fauler Lümmel – ein Italiener, der auf der Straße singt, weil ihm dannach zumute ist, ein «lärmiger Gotthardchinese».

Wir sind nicht bereit, unsere Gast-

arbeiter zu nehmen, wie sie sind. Wir nehmen sie nur, damit sie getreu ihre Pflicht erfüllen, nämlich unsere Straßen bauen und anderes mehr. In unserer Volksgemeinschaft haben sie keinen Platz, auf jeden Fall keinen an der Sonne. Und das ist schade.

Vielleicht würde ein Aufenthalt außerhalb helvetischer Alpen den Horizont allzu fleißiger Hirten erweitern.

Schweizer Hausfrau, 28
Stadt Zürich und Italien

Mehr Selbstbewußtsein – weniger «Gastarbeiter»

Eine schweizerische Frauenzeitschrift suchte das «Swiss Girl 1968». Sieben Fragen waren zu beantworten: eine einzige betraf die Schweiz. Dagegen muß ein Schweizer Meitschi in einem englischen Text einen Fehler finden können. Als erster Preis winkt nicht etwa ein Alpenflug oder eine Woche im Bündnerland, sondern eine Amerika-Reise. Muß das Meitschi deshalb so gut Englisch können? Spricht denn jeder, der unser Land besucht, perfekt Schwizer-tüütsch, Französisch oder Italienisch? Nun, diese Sache wäre nicht schlimm, wenn sie nicht symptomatisch wäre.

Und warum tragen wir nicht mehr Sorge zu unserer Sprache? Sollten wir aus ihr nicht das «Girli», den «Super Market» und das «Shopping Center» wie den «Fahrstuhl» und den «Lastkraftwagen» verbannen und eigene Ausdrücke verwenden oder, wo solche nicht vorhanden sind, neu prägen? Warum können wir nicht mehr bei lieben Freunden «z Bsuech gaa»? Muß es immer eine «Party» oder ein «Meeting» sein? Und müssen unsere Zeitungen, Zeitschriften und Illustrierten so voller Bilder und Berichte über das Leben und Lieben von Prinzen, Fürsten und ausländischen Sternen aller Art sein? Andere Völker haben mindestens noch Idole, welche die eigene Lebensart verkörpern.

Mein erster Wunsch: Wir sollten unser nationales Selbstbewußtsein stärken. Fremde Sitten und fremdes Gedankengut können unser Leben

sehr bereichern, aber nur wenn wir uns wirklich damit auseinandersetzen. Wenn wir Ausländisches ungeschicklich als dem Heimischen überlegen betrachten, muß die eigene Kultur verarmen.

Meine Freundin wohnt in einem idealen modernen Mehrfamilienhaus mit großen Parkplätzen, Gartenanlagen mit schattigen Bäumen und kleinen Terrassen, Blumenrabatten und Sitzbänken, dazu ein großer Kinderspielplatz. Und doch sucht sie sich nach drei Jahren eine andere Wohnung. Sie erträgt den Lärm nicht mehr, der aus den Nachbarhäusern ertönt, wenn sie am Abend oder am Sonntagmorgen mit ihrem Mann auf dem Balkon oder im Garten sitzt. Auf anderen Balkonen laufen Radio mit voller Lautstärke. Kinder können sich zu gewissen Stunden nicht mehr auf dem Spielplatz tummeln, weil Erwachsene dort Fußball spielen.

Der Hauswart? Er zuckt die Achseln. «Que voulez-vous? Es sind Ausländer. Die sind eben anders als wir!» Und wirklich begreifen etwa die Italiener meist nicht, daß wir den Wunsch nach Ruhe, nach einem gemütlichen Gespräch oder auch der Lektüre eines Buches haben können, wo es doch so lustig zugeht. Wir müssen dann Verständnis aufbringen für diese Andersartigkeit. Sie aber müssen nicht die Rücksicht nehmen, die unter uns Schweizern üblich ist.

Diese Geschehnisse sind ein Ausdruck tieferer Unterschiede – ein bloß äusserliches Beispiel für die Gefahr, die unserer Lebensart in der Beziehung, im Vergnügen, im Alltag und auch in der Gestaltung der staatlichen Gemeinschaften durch die große Zahl der Fremden droht. Wir waren letztes Sommer Gast bei einem italienischen Professore, der lange in der Schweiz gelebt hatte. Auch er fragte: Darf die Schweiz zum Schmelztiegel aller möglichen Nationen werden? Würde sie damit nicht mit der Zeit ihre Existenzberechtigung verlieren?

Wollen unsere «Gastarbeiter» und ihre Familien sich wirklich assimilieren lassen? Die Mehrzahl ist doch wohl nicht zu uns gekommen, um

Ja, es nützt

Kommentar zur Rundfrage

Von D. R.

Schwieriger zu werden, schweizerische Sitten und Gebräuche anzunehmen. Viele kommen Ausländer auf, um mehr Geld zu verdienen, und sie kommen zu uns, um Geld zu verdienen. Die Durchdringung der Lebensweisen, der gegenseitige Austausch ist für beide eine ungewollte Nebenerscheinung. Wertvoll ein solcher sein könnte, befähigend kann er werden, wenn ein fremde Element allzu stark, allzu viel zu laut ist und uns in unserer eigenen Lebensart behindert. Das Geld, das wir so verdienen, ist teuer erkauft.

Der Gefahr kann nur begegnet werden indem wir unsere unwürdige Generation etwas zurückdämmen. Mein zweiter Wunsch ist daher: eine baldige, rastische «Kur» zur radikalen Verminderung des alarmierend hohen Fremdarbeiterbestandes.

Der Ruf nach einem europäischen wirtschaftlichen Zusammenschluß wird immer lauter. Heute scheinen viele Schweizer geneigt, einen Teil unserer Unabhängigkeit für das Linsengericht wirtschaftlichen Überflusses dahinzugeben. Noch nie stand unsere Wirtschaft in solcher Blüte. Und da sollen wir nicht weiterhin eigene wirtschaftliche Wege gehen können, die unserer Lage entsprechen? Mein dritter Wunsch: Wir sollten unser wirtschaftliches Selbstbewußtsein wieder finden. Hausfrau, 38, Kt. Freiburg

Mehr Nationalbewußtsein

Ich finde, die Schweizer hätten, im Gegensatz zu andern Völkern, zu wenig Nationalbewußtsein. Es genügt nicht, am 1. August die Landeshymne zu summen, mit Pathos und feuchten Augen der leidenschaftlichen Urschweizer zu gedenken und auf deren Taten ein Glas über den Durst zu trinken. Es ist unsere Pflicht, die Schweiz, dieses unser kostbares Erbe, mit all ihren Eigenarten, verantwortungsbewußt zu verwalten. Ich wünschte, der Durchschnittsschweizer würde sich dieser Pflicht etwas mehr bewußt.

Kunstgewerbeschülerin, 22, Kt. Luzern



ein erster Eindruck beim Durchlesen dieser Antworten war: Die Jüngeren sehen im großen ganzen dieselben Probleme als wichtig an wie ich, der ich 48jährig bin, und wie — nach den Artikeln in den Zeitungen zu schließen — die meisten Älteren. Und ihre Standpunkte sind so verschieden wie die der Generation vor ihnen.

Vielleicht mit einer Ausnahme: sehr viele beklagen sich, daß die Älteren zu wenig auf die Jüngeren hören, diese zu wenig ernst nehmen. Aber auch dieser Klage möchte jedenfalls ich zustimmen, und am vehementesten hat ein in Basel ansässiger Konditor aus dem Toggenburg, dessen Alter knapp unter der von uns gewählten oberen Grenze liegt, die Ansicht vertreten, unsere Behörden in Bund, Kantonen und Gemeinden sollten verjüngt werden.

Hier also muß doch ein Unterschied der Auffassungen zwischen Jüngeren und Älteren bestehen, sonst würden diese nicht so sehr in unserer Politik dominieren. Oder sind es Ausnahmen unter den Jüngeren, welche mehr Mitsprache verlangen, und stellen sich nur wenige von ihnen für Ämter zur Verfügung? Zudem: Die 20- bis 40jährigen machen ja fast die Hälfte der Stimmberechtigten aus. Also geben sie offenbar selber meist Älteren den Vorzug oder enthalten sich der Stimme. Und wenn in einem Beitrag zu lesen steht, es sei ein offenes Geheimnis, daß die meisten Jungen für die Volkswahl des Bundesrates seien, so möchte ich die Gegenbehauptung wagen, daß die Mehrzahl der Jungen sich für diese Frage kaum interessiert — es gibt ja auch dringendere Anliegen. Jedenfalls bestätigen die Antworten auf unsere Rundfrage etwas, das im Grunde selbstverständlich ist — vor allem in einem freien Staat —, was man aber dennoch allzu häufig vergißt: Es gibt keine einheitliche Meinung «der Jungen». Man sollte vorsichtig sein mit dem Vertreten von Forderungen im Namen der Jugend — in der Politik und anderswo.

Allerdings läßt sich an unseren Antworten doch bis zu einem gewissen Grad eine altersmäßige Entwicklung der Einstellung zur Gemeinschaft ablesen. Die 12jährigen Schüler wehren sich für ihre Buben-Idylle, haben dabei wohl auch bis zu einem gewissen Grad die konservative Heimatliebe des Lehrers und der Eltern übernommen. Ich habe allerdings auch bei meinen Kindern und denen meiner Bekannten staunend festgestellt, wie viel ihnen neben der Bewunderung für die neuesten Rennwagen und für Fußball-Helden eine Alphütte, unberührte Natur oder ein schönes altes Haus sagt. Wächst hier eine Generation heran, die in der Mehrzahl wieder begreift, wie wichtig Natur und Heimat für unseren seelischen Haushalt sind, und daraus eindeutige Konsequenzen ziehen wird?

Der 18jährige Konditorlehrling hat vom Beispiel seines Großvaters gelernt: «Es nützt halt doch!» Wenn nur 10 Prozent der Schweizer diesen Glauben ererbt haben, muß uns für die Zukunft unseres Landes nicht bange sein. Denn diese Einstellung ist die Grundlage unserer Demokratie, unseres ganzen demokratischen Lebensstils. — Der gleich junge Oberrealschüler schneidet erstmals das Problem der Vereinzelung in der Hochkon-